

Identität – Zur Einleitung

ALEXANDER DEEG/STEFAN HEUSER
ARNE MANZESCHKE

In Politik, Wirtschaft, Kultur und Kirche wird die Identität von Menschen und von Menschengruppen immer wieder zum Krisenthema. Das allgegenwärtige Suchen und Behaupten von Identität ist das beste Anzeichen dafür, dass sie nicht selbstverständlich ist, weder die Identität eines Einzelnen noch die von Gruppen, Ethnien oder Nationen. Auch Unternehmen, soziale Organisationen und Institutionen wie die Kirchen begeben sich auf die Suche nach Identität. Das bisweilen fieberhafte Verfassen und Implementieren von Leitbildern, um sich selbst und anderen zu sagen, wer man ist und wofür man steht, hinterlässt nicht selten den Eindruck des Brüchigen, Konstruierten und Inszenierten und vermag in den seltensten Fällen zu überzeugen.

Die alte Frage nach „Identität“¹ hat Konjunktur² – und zugleich droht der Begriff „Identität“ zum „Plastikwort“³ zu werden – beliebig biegsam und zu unterschiedlichsten Zwecken einsetzbar. Wie soll Identität verstanden und wie gefüllt werden? Um ein Beispiel zu nennen: In Dänemark hat man einen Kanon aus 180 künstlerischen Werken als Kulturgut dänischer Identität eingeführt, den Einwanderer verbindlich kennen müssen. Nationale dänische Identität soll durch symbolische Repräsentationen und deren möglichst vollständige Aufzählung hergestellt werden. Ähnlich funktionieren diejenigen Fragebögen, die derzeit in manchen Kanzleien

1 Vgl. auch das Literaturverzeichnis am Ende dieses Buches.

2 Vgl. Niethammer, Lutz/Doßmann, Axel, Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur, Reinbek bei Hamburg 2000.

3 Vgl. Pörksen, Uwe, Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur, Stuttgart 2004.

von deutschen Bundes- und Landesregierungen verfasst werden, um darüber die Identifizierung der Einzubürgernden mit dem neuen Heimatland zu prüfen. Eine Identität, die als Checkliste aufgestellt und entsprechend abgefragt werden soll, ist das Ziel.⁴ Hinter den Debatten um die Integration von Fremden in das eigene kulturelle oder politische System, um „Leitkultur“ und ethnische oder nationale Identitätsvorstellungen steht die Frage nach dem *Eigenen*, dem was die Identität ausmacht, und seinem Verhältnis zum *Fremden*, was als nicht-identisch nicht dazu gehört und folglich ausgegrenzt, mindestens abgegrenzt werden muss.

Vielfach erscheinen die gegenwärtigen Debatten um Identität skurril. Und dennoch zeigt sich in den Versuchen, Werte, Leitbilder, „Leitkultur“ oder ähnliche vermeintliche Identitätsmomente *festzustellen* und abzurufen, eine unhintergehbare Frage, die Frage nämlich, wie Identität erkannt und wie sie Gegenstand von Verständigung werden kann. Wie kommen Menschen zur Erkenntnis dessen, was sie ein Selbst bleiben und werden lässt, und wie teilen sie dies anderen mit? Es geht in den Debatten immer auch um die *Artikulation von Identität* und damit um die kommunikative Praxis, in der Sprache findet, was zu Menschen auf eine unhintergehbare Weise gehört und was sie allererst ein Selbst werden lässt.⁵ „Identität ist das, was als – zutreffende – Antwort auf die Frage erteilt wird, wer wir sind.“⁶

Identität ist immer schon da, ein Selbst sind Menschen immer schon – und zugleich werden sie ein Selbst. Viel zu oft läuft dieses Selbstwerden und Selbstsein in anonymen

4 Der Kanon ist auf Dänisch als PDF zu finden unter: <http://www.kum.dk/sw33509.asp>. Zu den Fragen des hessischen Einwanderungstests vgl. <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,406098,00.html>.

5 Vgl. Allolio-Näcke, Lars/Kalscheuer, Britta, Doing Identity – Von Transdifferenz und dem alltäglichen Skeptizismus, in: Fitzek, Herbert/Ley, Michael (Hg.), Alltag im Aufbruch. Ein psychologisches Profil der Gegenwartskultur, Gießen 2003, 152–162.

6 Lübke, Hermann, Zur Identitätspräsentationsfunktion der Historie, in: Marquard, Odo/Stierle, Karlheinz (Hg.), Identität, Poetik und Hermeneutik 8, München 1979, 277–292, 278.

Prozessen. Wichtig für die Debatte um Identität erscheint uns demgegenüber, dass Selbstsein und Selbstwerdung von Menschen explizit zum Thema werden. Es muss gefragt und diskutiert werden, in welchen Lebensvollzügen Menschen Identität gewinnen und bewahren. Eine Leitfrage, die dabei hilft, in der unübersichtlichen Debatte über Identität nicht verloren zu gehen, ist, an welche explizite politische, wirtschaftliche und kulturelle Praxis sich die Erkenntnis und Artikulation von Identität bindet.

Wo Bildung und Bewahrung von Identität demgegenüber in anonymen, undurchsichtigen Prozessen ablaufen, kommt es unweigerlich zur *Krise der Identitäten*. Zu diesen Prozessen gehören die Beschleunigung des sozialen Wandels, die Erweiterung des individuellen Wahrnehmungs- und Aktionsradius durch erhöhte Mobilität und Kommunikationsfähigkeit, die zunehmende Begegnung, Überlagerung und Mischung von ehemals getrennten Kulturen und die Entkopplung sozialer Abhängigkeiten durch politische oder ökonomische Prozeduren. All das sind Prozesse, die dem Einzelnen (zumindest in der reichen westlichen Welt) ein erhöhtes Maß an Freiheit und Selbstbestimmung eingebracht haben. Damit sind zugleich aber die Anforderungen an die Ausgestaltung dieser eigenen Freiheit gestiegen. Man spricht vom Problem der Anonymisierung und stellt fest, dass diese keineswegs nur auf Großstädte beschränkt ist. Immer mehr Menschen leben als moderne Nomaden in einer post-industriellen Gesellschaft.⁷ Lineare Berufsbiographien werden zunehmend durch Projektorientierung und befristete Jobs abgelöst. Man hat gefragt, ob wir nicht immer schon auf der „Suche nach der verlorenen Identität“⁸ sind. Max Frisch etwa nimmt seine Leserinnen und Leser bereits 1966 in seinem Roman „Mein Name sei Gantenbein“ auf diese Suche mit.

7 Vgl. Lützeler, Paul-Michael, Nomadentum und Arbeitslosigkeit. Identität in der Postmoderne, in: Postmoderne. Eine Bilanz, Merkur Nr. 594/595, 52, 1998, 908–918.

8 Vgl. Keupp, Heiner, Auf der Suche nach der verlorenen Identität, in: ders., Riskante Chancen. Das Subjekt zwischen Psychokultur und Selbstorganisation – Sozialpsychologische Studien, Heidelberg 1988, 131–151.

„Ich probiere Geschichten an wie Kleider“, meint der Protagonist einmal – und spielt (an der Grenze zum Wahnsinn!) mit unterschiedlichsten „Identitäten“.⁹

Im Brennpunkt der Debatte um Identität steht heute weniger die vorgegebene, bestimmbare und über eine gesamte Biographie hinweg einheitliche Identität, sondern die fragmentierte, im Übergang befindliche Identität (Wolfgang Iser) – und damit der spielerische Wechsel und das bunte Patchwork des Verschiedenen. Wurde personale Identität¹⁰ in der Moderne als „Charakter“ verstanden, der zwar über die Jahre hinweg Wandlungen – im besten Fall Reifungsprozesse – durchläuft, gleichwohl aber einen festen und unwandelbaren Kern birgt, so wird spätestens in den postmodernen Identitätsdiskursen gerade dieser wesensmäßige Kern bestritten und vom „Verschwinden des Subjekts“¹¹ als einem Träger von Identität gesprochen. Nicht mehr nur das Reifen und In-die-Tiefe-Wachsen einer Persönlichkeit erscheint danach als Ausweis von Identität, sondern auch die Verbreiterung in der Oberfläche, die Flexibilität und Multioptionalität eines Menschen, der sich auf nichts mehr festlegen lässt, sondern viele Identitäten kultiviert. Was zählt, ist die Fähigkeit, mit vielen Stilen, Charakteren und Identitätsangeboten souverän zu spielen. Stabilität im Sinne einer gewachsenen Identität kann unter postmodernen Bedingungen gerade nicht mehr erstrebenswert sein. Stattdessen geht es um die Wandlungsfähigkeit und Flexibilität gegenüber ständig neuen Rollenkonzepten und -erwartungen im viel verzweigten Netz individueller und institutioneller, formeller und informeller Beziehungen.

Allerdings: Die Leichtigkeit, mit der manche Denker der Postmoderne die alten Identitätskonzepte belächelt und stattdessen das heitere Spiel mit unterschiedlichen Identitäten ausgerufen haben, scheint inzwischen vielfach verloren. Es wird Ernst, wenn viele nicht mitspielen können, weil ih-

9 Frisch, Max, *Mein Name sei Gantenbein*, Frankfurt/M. 2004, 20.

10 Vgl. Marquard, Odo/Stierle, Karlheinz (Hg.), *Identität* (Anm. 6).

11 Vgl. Foucault, Michel, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt/M. 1990, bes. 462.

nen dazu die Beteiligungsmöglichkeiten fehlen. Man bastelt sich seine Identität nicht einfach aus verschiedenen interessanten und viel versprechenden Optionen zusammen,¹² sondern unterliegt Zwängen, folgt Leidenschaften – oder lässt andere für sich entscheiden.

Die Pluralisierung und Entgrenzung von Lebens- und Arbeitswelten schafft daher zugleich Freiheit und Zwänge. Je weniger Menschen ihre Identität in begrenzten und definierbaren Lebenszusammenhängen empfangen, desto größer wird die Last, das eigene Leben selbst verantwortet *konstruieren zu müssen*¹³ – im soziologischen und psychologischen Vokabular firmiert das unter „Identitätsarbeit“.¹⁴ Der Begriff macht auf paradoxe Entwicklungslinien unserer Moderne aufmerksam.¹⁵ Sozialer Wandel lässt sich weder eindeutig als Fortschrittsgeschichte einer „Erziehung des Menschengeschlechts“¹⁶ zum Guten, Wahren und Schönen noch eindeutig als Verfallsgeschichte der Werte und sozialen Bindungen beschreiben. Die Gegenläufigkeit von einer Emanzipation aus überkommenen Bindungen und einer Unterwerfung unter neue gesellschaftliche Zwänge wirkt sich in ihrer Ambivalenz auf die unter diesen Bedingungen zu bewahrende, werdende und zu konstruierende Identität des Einzelnen aus: Das Ich ist nur noch „Fragment“¹⁷ bzw. ein „poröses Ich“¹⁸.

12 Vgl. Keupp, Heiner u. a., Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Reinbek 1999.

13 Vgl. Beck, Ulrich/Erdmann Ziegler, Ulf, Eigenes Leben. Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben, München 1997; Beck, Ulrich, Kinder der Freiheit, Frankfurt/M. 1997.

14 Vgl. Keupp, Heiner/Höfer, Renate (Hg.), Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung, Frankfurt/M. 1997.

15 Honneth, Axel (Hg.), Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus, Frankfurt/M./New York 2002.

16 Lessing, Gotthold Ephraim, Die Erziehung des Menschengeschlechts (1780).

17 Vgl. Luther, Henning, Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts, Stuttgart 1992.

18 Feuerbach, Ludwig, WW 9, 151.

Wann immer Traditionen verloren gehen und Lebenswelten zerbrechen, treffen wir auf Menschen und Menschengruppen, denen Identität fehlt oder die auf der Suche nach Identität sind. Menschen ohne Identität, ohne Wurzeln, ohne bestimmte Prägungen und ohne artikulierte Lebensweise sind in Gefahr, sich selbst zu verlieren und anderen Menschen ausgeliefert zu sein. Es ist verhältnismäßig leicht, sie zu manipulieren, zu verbiegen und für fremde Zwecke zu missbrauchen.

Gleichzeitig bringt der Verlust von Traditionen und Lebenswelten auch Menschen und Menschengruppen hervor, die versuchen, ihr Selbst in einer starren, fixierten Identität zu finden und zu konservieren. Solche Menschen tun sich schwer im Zusammenleben mit anderen; sie neigen dazu, sich zu isolieren oder ihre Lebensweise (bisweilen rigoros) auf andere übertragen zu wollen. Das Problem unterschiedlicher politischer, weltanschaulicher oder religiöser Fundamentalismen kann als Problem einer solchermaßen starren, fixierten Identität verstanden werden. Und es verwundert nicht, dass das Wort Identität in vielen Kontexten zu einem Reizwort geworden ist. Philosophen wie Theodor W. Adorno sagen, dass Identität nicht Gegenstand planvollen Handelns werden kann, ohne in die Gefahr zu geraten, manipuliert zu werden. Adorno hat diese Beobachtung als Kritik des identifizierenden und vereinheitlichenden Denkens entfaltet.¹⁹ Seine Warnung vor jeglicher Form von Identitätszwang und formaler Gleichbehandlung wird heute von vielen Denkern geteilt²⁰ und findet sich in beinahe allen Beiträgen dieses Buches reflektiert.

19 Vgl. hierzu beispielsweise die Einleitung in: Adorno, Theodor W., *Negative Dialektik*, Frankfurt/M. 1975, 15–66. Vgl. zur Interpretation dieses Typs von Identitätskritik Wellmer, Albrecht, Adorno, *Anwalt des Nicht-Identischen. Eine Einführung*, in: ders., *Zur Dialektik von Moderne und Postmoderne. Vernunftkritik nach Adorno*, Frankfurt/M. 1985, 135–166.

20 Vor allem die postmoderne Philosophie hat die „Differenz“ und den „Widerspruch“, der nicht verschwindet, anstelle der „Identität“ ins Zentrum ihrer Denkbemühungen gestellt: Vgl. Lyotard, Jean-François, *Der Widerstreit*, übers. v. Joseph Vogl, München ²1987. Vgl. auch die

Verständigung über Identität tut not. Um sich nicht unabsehbaren Prozessen oder Selbstdefinitionen auszuliefern, ist es wichtig, dass explizit hervortritt, worin Menschen ein Selbst finden und bewahren. In welchen artikulierbaren Lebensvollzügen und Daseinsformen finden, erkunden und testen Menschen ihr Selbst? Welche Rolle für das Selbstsein und Selbstwerden spielen Körper, Leib und Seele als individuelle, existenzielle Medien der Artikulation von Identität? Und inwiefern bilden – neben dieser existenziellen Dimension – die in der Debatte um Identität immer wieder genannten Institutionen wie Ehe und Familie, Beruf und Politik mehr als nur brüchige und ambivalente Residuen von konservativer Identitätsbewahrung? Inwiefern sind sie ansprech- und kritisierbare Orte, an denen Menschen auf bestimmte Weise ein Selbst werden und bleiben? Welche Art von Verständigung und kommunikativer Praxis gehört zur Identitätskonstruktion?

Dieses Buch erkundet, wie die Praxis von Selbstsein und Selbstwerden in existenzieller Perspektive und in ausgewählten Institutionen aussieht. Dabei beziehen wir uns auf die Institution der Kirche als Paradigma einer solchen Praxis. Es geht um Bildung, Kritik und Bewahrung einer Identität, die im Kontext der christlichen Kirchen artikuliert werden kann.

Auch dort ist die Krise der Identität(en) spürbar: Evangelische Landeskirchen fragen, was es bedeutet, heute „evangelisch“ zu sein – und finden nur mühsam eine Antwort. Wie Unternehmen und Non-profit-Organisationen entwickeln auch Kirchengemeinden und diakonische Organisationen Leitbilder – mit allen Problemen solcher Prozesse. Die Religionspädagogik bestimmt (christliche) „Identität“ als Bildungsziel – und tut sich doch schwer auszusagen, wie die Identität des Christenmenschen und der christlichen Gemeinde bestimmt werden soll.

Verwendung der Kategorie der „Liminalität“ statt „Identität“ im Beitrag von Alexander Deeg in diesem Band.

Immer wird dabei deutlich, dass christliche oder kirchliche Identität nicht einfach dadurch bestimmt werden kann, dass Gott als Gegenüber des Menschen noch mit in die bestehenden Identitätsverständnisse eingezeichnet wird. Entscheidend erscheint es uns vielmehr, dass artikuliert wird, wie Menschen im Zusammenleben mit anderen zu den Menschen werden, die Gott aus ihnen macht: „Ich bin, was ich werde, durch das, was Gott aus mir macht“ – so etwa kann ein Christenmensch in Anlehnung an eine berühmte Formulierung Luthers sein Ich zum Ausdruck bringen.²¹ Wer wir sind, lässt sich im Kontext christlichen Glaubens daher nur vorläufig sagen, da unser Leben noch nicht vollendet ist und die Summe (noch) nicht gezogen werden kann. Und doch sind wir genötigt, schon jetzt – gleichsam im Vorgriff auf ein endgültiges (?) Verstehen – Aussagen über unsere Identität zu machen: Das bin ich, diese da oder dieser da! Dieses Hinzeigen, auf das, was ich bin, was mit mir identisch ist, verweist nicht nur in eine noch zu vollziehende und zu verstehende Zukunft, sondern auch in eine Vergangenheit, mit der ich das geworden bin, was ich jetzt bin. Personale Identität ist also unmittelbar mit der Geschichte und den Geschichten eines Menschen verbunden.²²

Es bleibt die Aufgabe, so unsere These als Herausgeber dieses Bandes, Identität zu artikulieren – eine Identität, die sich nicht dekretieren lässt, die aber auch nicht unausgesprochen bleiben kann, sondern eine Identität, die sich existenziell und institutionell verorten lässt und in der Begegnung zwischen Menschen zum Ausdruck kommt. Die Beiträge dieses Bandes arbeiten dieser Artikulation von Identität auf unterschiedliche Weise zu.

– *Detlef Dieckmann* nimmt sich dieser Frage aus der Perspektive des Alttestamentlers an und zeigt, wie Israel in

21 „[...] homo huius vitae est pura materia Dei ad futurae formae suae vitam“, *Disputatio de homine*, These 35, WA 39 I, 177, 3f.

22 Vgl. Sparr, Walter (Hg.), *Wer schreibt meine Lebensgeschichte. Biographie, Autobiographie, Hagiographie und ihre Entstehungszusammenhänge*, Gütersloh 1990.

der Krise des babylonischen Exils herausgefordert war, nach sich selbst zu fragen und danach, was es bedeuten kann, nach dem Verlust staatlicher Identität als Volk Gottes zu leben. In Sach 8 und durch eine Relektüre von Gen 12 und Gen 26 aus exilischer Perspektive zeigt sich, dass Gott es ist, der den Fluch verwandelt und dem Volk Israel sein Mit-Sein, seinen Segen zusagt. Auch für die anderen, die Völker um Israel herum, hat dies Bedeutung: Wenn sie Israel segnen, werden sie mit gesegnet sein mit Gottes Volk und so einwandern in Israels Segensgeschichte. Wichtig erscheint die Grundrichtung, die sich damit ergibt: Identität entwickelt Israel nicht aus sich heraus; sie ergibt sich nicht als kollektives Konstrukt, sondern ereignet sich im Zuspruch des Segens durch Gott und in der Partizipation der Völker an Israels Segens-Existenz.

- Auch neutestamentlich ist Identität nicht die Konstruktionsleistung eines sich autonom entwerfenden Christenmenschen oder einer auf sich selbst reflektierenden Gemeinde. Dies zeigt *Theo K. Heckel*, der den paulinischen Texten nachgeht und erkennt, dass die Kurzformel „In Christus“-Sein zur Basis einer Identitätsbestimmung des Einzelnen und der christlichen Gemeinschaft wird. Dies bedeutet nicht, dass Christus damit als verfügbare Basis ‚meiner‘ Identität fungiert, sondern vielmehr als eigentlicher Akteur verstanden werden muss: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2,20), so schreibt Paulus und bindet sein „Ich“ an „Christus“ und das Leben in ihm, welches wiederum nicht denkbar ist ohne die Gemeinde derer, die „in Christus Jesus“ sind – ein unhintergebares Wechselspiel existenzieller und institutioneller Identität.
- *Stefan Scholz* nimmt weitere neutestamentliche Texte in den Blick: das Matthäus- und Johannesevangelium sowie die Pastoralbriefe. Auf die Frage nach der Bestimmung christlicher Identität geben diese drei Texte höchst divergierende Antworten, was deutlich zeigt, dass christliche Identität schon in neutestamentlicher Zeit nur als eine *Identität im Plural* verstanden werden kann, die sich je nach Situation unterschiedlich artikuliert. Scholz versucht

dabei zu zeigen, dass gesellschaftliche, gemeindliche oder theologische Prägungen sehr viel mehr als individuelle Entscheidungen „Identität“ bestimmen und verweist damit auf das Spannungsfeld zwischen selbst- und fremdbestimmter Identität des Christenmenschen.

- Karin Ulrich-Eschemann zeigt, dass die Frage „Wer bin ich?“ in christlichem Kontext sachgemäß nur beantwortet werden kann, wenn gefragt wird: „Wozu gehöre ich?“ und „In welcher Geschichte finde ich meinen Ort?“ Damit rückt der Zusammenhang von Identität und Tradition in den Mittelpunkt, und es kommt die Kirche als der Ort in den Blick, an dem sich Menschen gemeinsam in der christlichen Tradition aufhalten. Für Ulrich-Eschemann heißt dies: Die Kirche ist der Ort, an dem nicht etwa eine vorhandene Tradition bewahrt und verteilt, sondern diese im gemeinsamen Leben immer wieder neu konstituiert und geteilt wird. Wie dies konkret geschieht, beleuchtet der Beitrag mit Blick auf den Gottesdienst und den Religionsunterricht.
- Dass die Frage nach der Artikulation religiöser Identität eines der dringenden Probleme im aktuellen gesellschaftlichen und kulturellen Diskurs westlicher Gesellschaften ist, zeigt Christoph Baumgartner in seinem Beitrag. Die Diskussionen in den Niederlanden nach der Ermordung des Regisseurs Theo van Gogh 2004, die Proteste in der islamischen Welt gegen die 2005 veröffentlichten Mohammed-Karikaturen, die Reaktionen auf die Rede Papst Benedikts XVI. in Regensburg im Jahr 2006 sowie die Absetzung einer Inszenierung der Mozart-Oper *Idomeneo* vom Spielplan der Deutschen Oper in Berlin im Herbst vergangenen Jahres zeigen, wie prekär das Spannungsfeld von religiöser Identität und dem Recht auf freie Meinungsäußerung geworden ist. Baumgartner interpretiert zunächst Proteste gegen Meinungsäußerungen, die von Gläubigen als beleidigend empfunden werden, als Reaktionen auf Erfahrungen der Missachtung von Überzeugungen, Werten und Symbolen, die für die Bildung und Aufrechterhaltung bestimmter religiöser Identitäten bedeutsam sind. Im Anschluss daran wird das Spannungs-

feld zwischen Meinungsfreiheit und religiöser Identität einer ethischen Analyse unterzogen. Welche Implikationen hat eine Meinungsfreiheit, die auch als beleidigend empfundene Stellungnahmen umfasst, für die Möglichkeiten und Grenzen der Artikulation von Identitäten von Angehörigen religiöser Minderheiten in pluralistischen Gesellschaften?

- Auch *Arne Manzeschke* widmet sich einer Fragestellung, die in den vergangenen Jahren zunehmende Relevanz erlangt hat: Angesichts wachsender Konkurrenz auf dem Markt der sozialen Dienstleister stellt sich das Problem, was eigentlich die „Diakonie“ als evangelischen Mitspieler auf diesem Markt auszeichnet. Gibt es eine spezifisch christliche oder evangelische Identität diakonischer Einrichtungen? Und wenn ja, worin liegt diese? In der je individuellen christlichen Identität der einzelnen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter? In einem gemeinsamen Leitbild? In Standards des helfenden Handelns, die von anderen „Anbietern“ auf dem sozialen Markt so nicht erreicht werden? Oder sind Diakonische Werke und Einrichtungen Sozialkonzerne wie andere auch und lediglich aus historischen Gründen mit den Kirchen verbunden? Manzeschke zeigt am Beispiel der Diakonie, in welcher Weise die Identität sozialer Organisationen insgesamt im Zuge der Ökonomisierung des Sozialen brüchig und fragwürdig geworden ist. Einen Ausweg sieht er darin, dass die Organisationen des Sozialen über einen gesellschaftlichen Aushandlungsprozess eine normative Basis für das Soziale in einer Gesellschaft zu etablieren vermögen, die es ihnen auch strukturell erlaubt, organisational plural und ökonomisch differenziert zu agieren.
- In den letzten Jahren zu Recht kontrovers diskutiert wurde die Frage nach Gender-Identität(en). Wer bin ich – als Mann oder Frau? Inwiefern gilt es, reale oder vermeintliche gesellschaftliche Rollenvorgaben zu akzeptieren und zu internalisieren – oder umgekehrt: mich bewusst von ihnen loszusagen? „Gott schuf sie als Mann und Frau . . .“, ja, aber damit fängt präzise das Problem an, mit dem sich *Ruth Hess* auseinander setzt. Auf dem Hintergrund

der neuen Diskussionen zur Gender-Thematik entwirft sie eine eschatologisch konturierte christliche Identität, die die starren Duale (männlich-weiblich!) hinter sich lassen kann: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau, denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.“ (Gal 3,28)

- Arbeit spielt in unserer Gesellschaft eine entscheidende Rolle für das, was Menschen als ihre Identität ansehen. Die Verknüpfung von Arbeit und Identität wird aber spätestens da prekär, wo viele Menschen arbeitslos oder überarbeitet sind. Wie findet Arbeit ihren rechten Ort im Leben jedes Einzelnen und im Zusammenleben der Menschen? Vor diesem Hintergrund fragt *Stefan Heuser*, wie ein spezifisch biblisch-theologischer Beitrag zur Ethik der Arbeit aussehen kann. Biblische Texte reflektieren, wie Menschen von der Sorge frei werden, ihr Selbst durch Arbeit zu erhalten und zu verwirklichen. Dies geschieht, indem menschliche Arbeit auf Gottes zuvorkommendes Handeln bezogen bleibt. Durch diese heilsame Begrenzung von Arbeit in der Institution des Berufs eröffnet sich Menschen eine berufliche Identität: ein Selbst in einem artikulierten beruflichen Kontext, ein Selbst für andere und mit anderen. Angesichts von hoher Arbeitslosigkeit und von problematischen Arbeitsverhältnissen diskutiert Heuser, wie das biblisch-theologische Nachdenken über Arbeit in der gegenwärtigen Debatte über die Gestalt und die Zukunft der Arbeit zur Sprache gebracht werden kann.
- *Joachim Kunstmann* lenkt den Blick auf jenes Feld theologischer Reflexion, in dem das Thema der Identität in den vergangenen Jahren wohl am deutlichsten aufgenommen wurde: die Religionspädagogik. Religiöse Bildung reflektiert die Frage, wie Menschen zur Entfaltung ihrer selbst kommen und zu einer unverwechselbaren Person werden. Gegenüber einem zu einfachen Bild von einer sich in der Jugend entwickelnden Identität, die dann irgendwann ausgeprägt ist, feststeht und nur noch durch unterschiedliche Krisen hindurch bewahrt werden muss, gelte es gegenwärtig von „Identitätsarbeit“ zu sprechen, die mit Brüchen und Diskontinuitäten rechnet und ein Leben lang

fortdauert. Welche Bedeutung Religion bei dieser „Identitätsarbeit“ spielt und welche Rolle Inszenierungen und Mitspiel-Möglichkeiten für Prozesse partieller religiöser Identifizierung auf Zeit zukommen, macht Kunstmann deutlich.

- Die Frage nach Identität gehört zu den grundlegenden Themen psychologischer Forschung. *Lars Allolio-Näcke* zeigt Linien des psychologischen Identitätsdiskurses auf und führt dabei vor Augen, dass Identität als ein Phänomen verstanden werden muss, das sich im Wechselspiel des Einzelnen und des Kollektivs sowie im Wechselspiel von „Zwang zur Identität“ und „Wille zur Identität“ entwickelt. Jeder Versuch der Vereindeutigung würde eine unzulässige Reduktion bedeuten. Dies gelte, wie Allolio-Näcke ausführt, auch für das Phänomen der *religiösen* Identität.
- *Julia Helmke* führt die Leserinnen und Leser des Bandes ins Kino. Sie stellt Filme vor, die zeigen, wie Filmemacher mit dem Thema „Identität“ und seiner Artikulation umgehen, vor allem aber mit fraglich gewordener, verlorener oder fragmentarischer Identität. Immer wieder deuten sich in Helmkes Ausführungen Gesprächsangebote für die theologische Frage nach Identität an – und es wird deutlich, dass ein cineastisch-theologischer Dialog zur Identität weiterführende Perspektiven bereithält.
- Der Beitrag von *Alexander Deeg* nimmt seinen Ausgang bei der radikalen Hinterfragung des Begriffs der Identität durch die Praktischen Theologen Henning Luther und Manfred Josuttis. Gegenüber dem Begriff der Identität, aber auch gegenüber einem Reden von „Konversion“ (Josuttis) profiliert Deeg das Konzept der *Liminalität* (Victor W. Turner; Christian Strecker). Christliche Existenz als Leben auf der Grenze – was dies bedeutet, veranschaulicht eine biblische Meditation und zeigen praktisch-theologische Überlegungen zum Gebet und zur Predigt.
- In einem abschließenden Beitrag versehen wir, die Herausgeber, den Begriff der Identität mit einem deutlichen Fragezeichen. Wir nehmen die Problematik des Redens von Identität erneut in den Blick, zeigen, wie Identität an in-

stitutionelle Orte und zugleich an existenzielle Vollzüge (Körper, Leib, Seele) gebunden ist und schlagen eine Heuristik zum Umgang mit dem Problem der Identität vor. Zwischen Fixierung und Konstruktion, Formalisierung und Artikulation sehen wir das Spannungsfeld aufgespannt, in dem sich „Identität“ bewegt. Mit Dietrich Bonhoeffer verweisen wir abschließend darauf, wie sich die Sprache verändert, wenn Gott als Akteur menschlicher Identität ins Spiel kommt und das „einsame Fragen“ nach Identität dadurch überwunden wird, dass ein Mensch sein Selbst Gott entgegenstreckt und von ihm eine Antwort erhofft.